

# Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(17. Fortsetzung.)

Frau Piotrowsky lächelte wehmützig. Sie wollte es dem liebevollen Gatten nicht sagen, wie elend, wie krank sie sich fühlte, wie diese Verlobung mit all ihrem unermesslichen Gefolge von Freude, Aufregung, Nahrung, Tränen, Besuchen und neuen Bekanntschaften, ihren Zustand verschlimmert hatte, wie sie in dem Gedanken eine gewisse Beruhigung fand, Hanna sobald als möglich mit dem Manne, den sie so abgöttisch liebte, vereint zu sehen!

„Wenn du dich freilich auf des Brautpaares Seite schlägst, dann hat der Cotta gewonnenes Spiel!“ fuhr Piotrowsky mit ingrimmigem Kopfschütteln fort. „Und ich seh' es auch kommen: der Herr geht auch das wieder durch, wie überhaupt alles, was er will! Es gibt so Menschen, Glückseliger, die gehen glatt, wie die Mäse, durch die Welt, kein Hindernis tritt ihnen entgegen, die lieben Mitmenschen räumen ihnen auch noch alles, was sie beengen könnte, fauber aus dem Wege, und was andere tüchtige Leute sich im Schweiß ihres Angesichts erschuften müssen, das kriegen sie mühelos in den Schooß geworfen und werden noch hoch gepriesen, wenn sie es gnädig annehmen!“

„Wie kannst du so bitter sein, Arnold, und so ungerecht! Alle Welt freut sich über Hannas Glück, über die brillante Partie, die sie mit dem genialen Künstler macht!“

„Die brillante Partie und den genialen Künstler geb' ich dir ohne weiteres zu — das stimmt beides! Hannas Glück! Davon kann ich nach vierzehn Tagen Verlobung noch nicht sprechen, das läßt sich erst nach fünf, sechs Jahren der Ehe beurteilen... und da noch nicht mal endgültig! Ungerecht sagst du, Dora? Ich hab' nichts gegen den Mann... persönlich nicht das mindeste, er gefällt mir sogar sehr gut! Ob er der rechte Mann für unsere Tochter ist... ob er ihre Eigenart versteht, sie richtig schätzen wird, das bleibt dahingestellt! Sie muß jetzt angefaßt werden, ich hab' dir's früher nie recht zugeben wollen, aber im Laufe der Jahre hab' ich's einsehen und lernen müssen. Cotta ist der geborene Egoist — ein lebenswüthiger Egoist, sicher, und so lange ihm alles nach Wunsch geht, ist er auch nicht schwer zu behandeln! Ein so grenzenlos verwöhnter Mensch!“

„Hanna verwöhnt ihn ja auch! Du sagst selbst, sie hat nur noch seinen Willen!“

„Bis zu einer gewissen Grenze — ja! Leberkreuzer ist die — dann —“ Piotrowsky schüttelte den Kopf, wie im Unwillen über sich selbst.

„Was hilft alles Grübeln und Spinnereien? Ist sonst gar nicht meine Sache! Wissen alles in Gebuld abwarten und dem lieben Gott auch was übrig lassen, nicht wahr, Dorchchen? 's ist ja auch nur, weil mir durch diese Verlobungsgeschichte und durch den Gedanken, das Mädel bald fortgehen zu sollen, so recht klar geworden ist, wie lieb ich die Hanna hab'! Der Himmel weiß, sie könnte mir nicht mehr ans Herz gewachsen sein, und wenn sie zehnmal mein eigenes Kind wär!“ Tief und schwer seufzte die kranke Frau.

„Cotta wird ja doch erfahren — du wirst ihm doch sagen müssen —“ Beschwichtigend winkte Piotrowsky mit der Hand.

„Ist schon geschehen, Dorchchen, ist alles schon geschehen!“

„Sie richtete sich lebhaft in ihrem Sessel auf.“

„Schon geschehen? Wann? Wie? Arnold! Das höre ich jetzt erst!“

„Ja, Kind, warum soll' ich dich mit dieser Sache, so vor den Kopf geschlagen, überfallen? Wart' den richtigen Zeitpunkt ab, dachte ich mir! Ich wollte, daß du von selbst davon anfangst, daß das Gespräch zwanglos drauf käme — das ist nun geschehen.“

„Ach, Arnold — genug, ich bitte dich! Was hat er gefragt? Wie hat er es aufgenommen?“

„Reizt Blut, Frauen! Wer wird sich denn gleich so fürchterlich aufregen? Da... richtig! Wieder ganz eiserne Hände und die Stirn feucht! Aufgenommen? Eigentlich gar nicht! Ganz ruhig, ohne jedes Erstaunen, jede Alteration — es war beinahe so, als ob er schon alles wußte!“

„Aber das ist doch unmöglich! Hier in München weiß es ja niemand — aus unseren Kreisen, meine ich.“

„Von unseren Bekannten — nein! Ob aber in ganz München niemand... wie willst du das behaupten? Welch merkwürdige Rolle oft der Zufall spielt... man darf nur einen Blick in die Zeitungen thun, wenn man das beweisen haben will!“

„Gast du ihn denn nicht gefragt, ob ihm jemand —“

„Nein, ich habe nicht! Ich theilte ihm die Thatsache mit und wartete ab, ob er mich einiges fragen würde. Da er dies nicht that, so schweig ich auch.“

„Aber du sagtest ihm doch, daß Hanna von nichts weiß, daß sie abso-

lut ahnungslos ist bezüglich ihrer Herkunft?“

Herr Piotrowsky warf einen unsicheren Blick auf die matt im Sessel ruhende Gestalt, auf das gelblich blaße Gesicht mit den übergroßen, unnatürlich klaren Augen, die von tiefgehenden Schatten umgeben waren, auf die unruhig zuckenden Hände.

„Sei ruhig, mein Dorchchen, mein Liebes! Es ist alles, alles so, wie du es gewollt hast! Mach' dir keine Gedanken darüber, daß Cotta nicht sonderlich erkaunt über meine Mittelverhältnisse war. Ein Mann wie er, der seit langen Jahren mitten in der großen Welt lebt, der sieht und hört beinahe jeden Tag die seltsamsten Geschichten — und die Thatsache, daß tüchtige Leute ein Kind annehmen und groß ziehen, die ist nicht mal besonders seltsam, die kommt sehr, sehr oft vor! Außerdem ist es hundert fremden Menschen aufgefallen, wie ganz unähnlich Hanna sowohl dir, als auch mir ist — meinst du, einem so feinen Beobachter mit so geschultem Blick, wie Cotta, wird das entgangen sein?“

Frau Dora kam nicht zum Antworten, denn es schellte draußen, und gleich darauf complimentirte die alte Theres mit strahlender Miene das Brautpaar über die Schwelgerei.

Hannas junges Gesicht strahlte mattschön und liebreizend unter einem großen, dunkeln, kühn geschwungenen Kutschhut. Zwischen den Knöpfen der eleganten, enganliegenden Winterjacke steckte ein kleiner Weidenstrauch, in den Händen trug das Mädchen einen schmalen, länglichen, sorgsam umhüllten und umschürzten Kasten.

„Da sind wir!“ rief Cotta schon unter der Thür in frohem Ton. „Es ist Thaumetter geworden — scheinlich zu gehen, wir haben einen Wagen genommen. Sind auf dem Steuerrast gewesen, etwas abholen, was ich für die Mausi hab' aus Paris schicken lassen, wollen's gleich hier anprobieren. So, komm daher, Mausi, ich helf' dir!“

Rasch und geschickt zog er ihr die Hutnadeln aus dem Haar und nahm ihr den großen Hut ab, dann half er ihr die Jacke ablegen und sah lachend zu, wie sie den kleinen Weidenstrauch, den er ihr unterwegs gekauft hatte, in Sicherheit brachte, indem sie ihn in eine kleine Majolikatafel steckte.

„Geh's gut, Mutti?“ warf Cotta freundlich über die Schulter weg nach Frau Dora hin, dann, ohne die Antwort abzuwarten: „Die Mausi hat mich auswechseln wollen, daß ich ein Verschwenker sei, aber ich hab' gesagt: mir da! Das, was ich dir hab' kommen lassen, das mußt du haben, dafür bist ja zu wie geschaffen! Künstlich wird' ich alles bestimmen, was du trügst, jedes Stück vom Ärmel, verstanden? Meine Frau, die soll so umhergehen, daß sie allemal für mich als Augenweide dient!“

„Das wird wohl jeder Mann wünschen, der seine Frau lieb hat!“ bemerkte Herr Piotrowsky trocken.

„Stimmt! Bloß daß es bei 'nem Künstler bissel anders und bissel aparter und malerischer herauskommt!“ Cotta lachte vergnügt, er holte ein Messer aus der Tasche und schnitt die Schnüre und Siegel des länglichen Paketes entzwei.

Hanna neigte sich währenddessen über Frau Piotrowsky, küßte ihr innig Hand und Mund und fragte flüsternd nach ihrem Befinden. Cotta liebte es nicht, über Krankheit reden zu hören, das wußte seine Braut schon. Der Papa bat sich ebenfalls einen Kuss aus — mit heimlichem Augenzwinkern machte er, nachdem er den Kuss bekommen hatte, auf Hannas vorthelhaftes Aussehen aufmerksam.

In der That kam die Behauptung, daß Bräute im allgemeinen hübscher werden, hier vollaus zu ihrem Recht. Das Mädchen schien in der kurzen Zeit gewachsen zu sein, hielt sich stolzer, die moderne, lodig gebauschte Frisur, die Cotta für sie gewünscht, umrahmte ihr jartes junges Gesicht auf das anmuthigste, dazu die leuchtenden, von verschwiegenem Glück gleichsam trunkenen Augen, das liebevolle Lächeln — es war ein reizvoller Anblick.

„Her zu mir, Mausi! Anziehen!“ Cotta legte seiner Braut eine Kette gleichmäßig voller, mattglänzender Perlen um den Hals, brüdete das Schloß im Nacken zusammen und zog das Mädchen vor den Spiegel. „Aufgeschaut! Wie gefällst du dir? Stimmt gut zu dem Kleid, das Ding, nicht wahr? Das ist die einzige von meinen Toiletten, ein anderes Kleid darfst du schon nicht tragen, wenn ich bei dir bin!“

Hanna warf einen bittenden Seitenblick auf Frau Dora. Das neue bunteselbste Sammtkleid, einfach aber sehr kleidsam gearbeitet und vortrefflich sitzend, hatte zum höchsten Staat dienen sollen, und nun dekretirte der „Machthaber“, der „Regent“, wie Piotrowsky den Professor scherzend nannte, ohne weiteres, er wüßte sie immer darin zu sehen.

Die Frau im Lehnstuhl lächelte und nickte dem Kinde beruhigend zu.

„Möchte Hanna immerhin in der theuren Robe einhergehen. Wenn es sich um weiter nichts handelte als um ein Sammtkleid!“

„Donnerwetter noch eins nochmal zu!“ Papa Piotrowsky gab auf diese etwas formlose Weise seinen ungemessenen Beifall zu erkennen. „Na, hör' mal, Hanna-Weibchen, du kannst gut lachen! Hast 'nen generösen Liebhaber, das muß ich schon sagen! Die Kette könnte 'ne geborene Prinzessin mit Anstand tragen! Sieh mal an, Dorchchen, steht sie nicht da wie 'ne junge Gräfin?“

„Sie hat auch etwas Aristokratisches in ihrer Erscheinung, die Mausi!“ rief Cotta lebhaft dazwischen. „Schaut doch nur die Hände an, wenn da nicht Masse drin steht! Man merkt's ihnen an, daß — daß —“

Er verwirrte sich auffällig, biß sich leicht in die Lippen und nestelte mit hastigen Händen an dem Perlenhalsband.

Hanna war jählings erröthet, wie immer, wenn jemand über ihr Kopfes sprach. Mit einer instinktiven Bewegung barg sie ihre feine, schmale Hand in den Falten ihres Kleides, wie Kinder thun, wenn sie verlegen sind. Dann hob sie ihre schönen, feuchtblühenden Augen zu ihrem Verlobten empor.

„Ich danke dir viel tausendmal!“ Leise, wie ein Hauch, kamen die Worte über ihre Lippen. „Es — es ist nur viel zu schön und zu kostbar für mich!“

„Anfinn! Für Willfried Cottas künftige Frau kann so bald nichts schön und kostbar genug sein!“ Er trat einen Schritt zurück, um Hannas Anblick voll zu genießen, sich daran zu weiden. Piotrowsky stand am Fenster und sah genau den Ausdruck im Antlitz des Verlobten. Es lag befriedigte Eitelkeit darin, auch Stolz auf die liebliche Braut — Wohlgefallen an ihrer Erscheinung, vor allem die Zustimmung des Künstlers, der das Bild, das er vor sich hatte, mit kritischem Verständnis prüfte... wo aber war das traurige Entzücken des Verliebten, der das Weib seines Herzens schmeckt?

Arnold Piotrowsky sah von neuem auf seiner Frau hinüber; sie verstand seinen Blick wohl und beantwortete ihn mit einem leisen, bekümmerten Kopfnicken.

„Und mein Lohn? Wo bleibt mein Lohn, Kleines?“ fragte der Professor lachend.

Hanna sah ihn mit einem bittenden Blick an. Sie konnte ihn nicht küssen in anderer Gegenwart — konnte es nicht, und wenn diese „anderen“ auch die Eltern waren! Mit einer schüchternen Gebärde reichte sie ihm die Hand, die er ritterlich an die Lippen führte.

„Eine Art von Belohnung hätte ich auch noch für dich!“ nahm Piotrowsky in seiner jovialen Manier das Wort. „Wenn ich auch kein Pariser Perlenhalsband von dir geschenkt bekommen habe... ich bin großmüthig und thu' es auch ohne das! Du wolltest ja immer mal die Zeichnungen und Skizzen von der Kleinen sehen, da hab' ich denn zusammengelacht, was sich irgend finden ließe, was sie uns gelegentlich zu Geburtstagen und Weihnachten geschenkt hat.“

„Papa! Ach, Papa!“ bat Hanna flehentlich, „bitte, bitte, thu' das nicht! Laß das Willfried nicht sehen! Es lohnt nicht der Mühe, es ist gar kein Talent, wenigstens kein bemerkenswerthes, da —“

„Ob es bemerkenswerth ist oder nicht, eben das soll er uns sagen! Er ist der rechte Mann dafür!“ Kaltblütig lächelnd holte Piotrowsky eine Mappe hervor, die neben dem Kamin an einem Tisch lehnte. „Du bist doch sonst so ganz dafür, deinem Herzallerliebsten jeden Wunsch von den Augen abgulesen, Hannas-Weibchen, warum denn diesen nicht?“

„Weil es die Kunst betrifft und weil ich nicht möchte, daß er denkt, ich könnte mir doch am Ende in aller Stille etwas einbilden auf das, was —“

„Gib Ruh', Mausi!“ bemerkte Cotta lächelnd. „Dafür kenn' ich dich schon gut genug: lügen gibst's nicht bei dir, gottlob, und Vorspiegelung falscher Thatsachen auch nicht! Mißhin — gehen wir einfach zur Tagesordnung über und schauen wir deine Sünden in Kleid' und Kofle an.“

„Es waren ein paar Kopien von Böcklin, Thoma und Stud, ein paar andere Blätter dazwischen. Auf dem einen Klemme ein halbmarter Junge an einem verfallenen Bretterzaun empor, um mit der hoch erhobenen Rechten nach einem Vogelneß zu langen, das in der Zweiggabelung eines Baumes lag. Das andere zeigte ein junges, ärmlich gekleidetes Mädchen, das vor den Trümmern einer zerbrochenen Statue stand, es war ein Gros gewesen; man sah Pfeile und Köcher am Boden liegen, hier das Stück eines Flügel's, dort das aufwärts getriebene, übermüthig lachende Gesicht.“

Cotta hob den Blick und sah scharf nach Hanna herüber, die überbeizt nicht aufzusehen wagte und wie eine Schuldbeuhte, die man auf frischer That ertappt, dastand.

„Eigene Idee?“

Er tippte mit dem Finger auf die Leiden Blätter, die er sich aus der Herausgabe herausgesondert hatte.

„Ja!“

Sie blühte ihn schen von der Seite an und versuchte, ihm die Blätter sanft aus den Händen zu ziehen. Er gab sie nicht her.

„Nun?“ fragte Frau Dora endlich

nach einer langen Pause. „Was meinst du? Ist nicht doch etwas Talent vorhanden?“

„Immer noch sah er mit zusammengekniffenen Augen auf die beiden Skizzen.“

„Etwas... das möcht' ich nicht sagen, dann wär's auch kaum der Mühe werth, drüber zu reden! Welcher Mensch hätte nicht etwas Talent zu irgend etwas? Dies hier ist doch mehr! Es ist merkwürdig, wie Hanna auch hierin ihrer... nun sag' mal, Mausi — er hatte wieder kurz abgebrochen und überflüzte sich jetzt in seiner Rede — würde dir das denn Spaß machen, wenn ich dir später in Rom einen Lehrer suchte und dich regelrecht Stunden nehmen ließe?“

Ein warmes Roth war ihr in die Wangen gestiegen, die Augen leuchteten.

„Einen — einen Lehrer?“ stotterte sie. „Könntest... würdest du nicht vielleicht selbst...“

„Ich? Dir Stunden geben? Aber Mausi — Mausi!“ Er lachte laut und herzlich. „Wo ich meine Zeit so austauschen muß, wo ich meine Mobellskizzen hab' und meine Arbeiter und die Leute, die mir zwanzigmal 's Atelier eintrennen, bis daß ich sie zum einundzwanzigstenmal hereinlass'! Und da soll ich hergehen und soll Zeichenunterricht erteilen?“

Frau Piotrowsky schüttelte mißbilligend den Kopf. Er war doch auch zu frei und ungebunden in seinen Reden, dieser berühmte Mann! In Gegenwart seiner Braut von Mobellskizzen zu sprechen! Da es aber einmal geschehen war, so tonnte sie gleich jetzt die Frage thun, die ihr lange schon auf der Seele brannte.

„Mußt du die denn immer und immer haben, Willfried, dein ganzes Leben lang?“ begann sie zögernd.

„Muß ich wen haben?“ Er sah blinzelnd zu ihr herüber, er verstand nicht.

„Die — deine — deine sogenannten Modelle meine ich!“

Zunächst blieb er sprachlos vor Staunen, dann hörte Hanna, die ihm zunächst stand, ihn ein leises: „Sancita simplicitas!“ murmeln. Jetzt trat er auf Frau Piotrowsky zu und mischerte sie von Kopf bis Fuß.

„Ja — ist denn das möglich?“ fragte er endlich. „Kann eine verständige Frau, wie du eine bist, Mutti, solch' eine — nur für ungut! — Bausaufenfrage thun? Au, was denkst du dir eigentlich unter einem der Bilder auszuho? Wie soll denn solch' ein Kerl daherkommen und sein Sach' leidlich machen, und hat kein Modell, dem er's abgucken kann?“

„Ich — hergott — ich meine ja auch nur,“ sie wintte ihn nahe zu sich heran und flüsterte ihm ins Ohr, „dies Treiben mit — den Modellen, das könnte für Hanna etwas Peinliches haben!“

Er brach von neuem in ein herzhaftes Lachen aus.

„Ja, dann kann ich's nicht helfen! Daran wird sie sich gewöhnen müssen, wenn sie 'nem Steinloper zum Mann nimmt. Hast es gehört, Mausi? Meine Modelle sollen dir peinlich sein! Da schlag gleich Gott den Teufel tot!“

Frau Dora machte ein gekränktes Gesicht und wollte ihre Ansicht in längerer Rede auseinandersetzen, ihr Gatte aber bat sie mit einer beschwichtigenden Gebärde, zu schweigen.

„Laß zufrieden, Dorchchen, 's hat keinen Sinn für dich, dies Thema weiter zu verfolgen. Du regst dich bloß dabei auf, und ihr zwei kommt doch nicht zusammen, der Mann der Kunst und du! Dem Wellfried ist das Studium des Rad — will sagen — das Studium des menschlichen Körpers in langen Jahren so zur zweiten Natur geworden, daß er sein Arg darin findet, und brauchen thut er's für seine Arbeiten, das steht fest! Wir sind ganz von unserem Hannas-Weibchen und ihren Zeichnungen abgelenkt. Also, Cotta, du meinst wirklich, es steh' Begabung drin?“

„Ohne Frage! Und wenn ihr's Spaß macht, sie ausbilden zu lassen, so soll sie's thun, schon um die vielen Stunden auszufüllen, während welcher ich im Atelier bin!“

„Wirst du mir nie erlauben, dort bei dir zu sein, ich meine natürlich nur dann, wenn du nicht gerade nach dem Modell —“

„Anfinn, mein Kind!“ schnitt er Hannas schüchterne Frage ohne weiteres entzwei. „Bei meiner Arbeit kann ich keinen anderen Menschen vertrauen; da stört mich jeder!“

Er wollte sie nicht trüben, aber sein Ton hatte unbekümmert und rüchichtslos getlungen; so sprach er eigentlich immer, und nun gar, wenn sich's um seine „heilige Kunst“ handelte! Die Wirkung seiner Worte irgendwie zu beuten, das fiel Willfried Cotta niemals ein. Er sagte, was er dachte, wie die Menschen es auffaßten, das war ihm gleichgültig.

Hanna entgegnete nichts; Piotrowsky sah den Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung in dem jungen Gesicht und strich ihr liebevoll über die Wangen.

„Na, Töchterchen, mit der kostbaren Perlenkette werden wir wohl Staat machen bei den Vätern, was?“

„Ach nein — nein!“ Mit beiden Händen nestelte sie im Nacken, um das Schloß aufzubringen. „Das läßt ja so prächtlich aus — so — so in die Augen fallend. Willfried meint ja auch, wir werden so gut wie gar keine Visiten machen.“

„Ach wo!“ rief Piotrowsky ver-

blüfft. „Deine Freundinnen müssen doch sehen, was du dir für 'nen Schatz ausgesucht hast!“

„Warum denn?“ fragte Cotta geringschädig. „Wir liegt nichts an ihnen, und ihnen kann nichts an mir liegen, denn sie kennen mich nicht. Von Haus zu Haus zu fahren, mich anlassen lassen und Redensarten anhören, das macht mir keinen Spaß.“

„So? Dir nicht, vielleicht aber Hanna!“

„Hanna thut nur das gern, was mir Freude macht, nicht wahr, Mausi?“

Er legte den Arm um sie und zog sie leicht an sich. Mit einem strahlenden, unendlich liebevollen Ausdruck sah sie zu ihm empor.

„Gewiß! Nur das!“ belonte sie leise und innig.

„Gott schüß' mir das Kind! Es ist wie weiches Wachs in des Mannes Hand! Der Himmel gebe, daß er es mit vorsichtiger Hand berührt!“ dachte Piotrowsky ergötzt. „Solche Männer, wie er, die rüchichtslos ihrer Wege gehen und anscheinend gar keinen Werth auf die Hingabe der Frauen legen... gerade die werden am meisten geliebt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das unterirdische Polen.

Es gibt immer noch eine Polonia subterranea. Die letzten Warschauer Straßenkämpfe bilden einen der Ausbrüche dieses grossen Kraters. Aber dieser alte Revolutionsherd hat heute seine geschichtlich betannte Physiognomie wesentlich geändert. Die Ziele der Bewegung haben sich verschoben, das kulturelle Milieu ist ein anderes geworden. Und dieser Physiognomiewechsel ist nicht ohne Interesse.

Von den Russen sagt ein böses, aber erfahrungsmäßig zutreffendes Wort: Bis zum dreißigsten Lebensjahr sind die Revolutionäre, dann werden sie zu Tschinowits (Staatsbeamten). In der That, eine Reihe der jetzigen Stützen des russischen Beamtenhums, die eifrigsten Nihilistenkämpfer an der Spitze, sind aus den revolutionären Kreisen hervorgegangen.

Bei den Polen hält das Feuer länger an. Freilich darf man sich nicht vorstellen, daß es immer lieblos brenne. Das Berufs- und Erwerbsleben, die Pflichten gegen die Familie, das reifere Alter endlich, welches das Blut dünnert, thun auch hier das Ihrige. Man zieht sich von dem aktiven Antheil an allen Bewegungen zurück und verdient Geld. Aber ein Rest bleibt doch immer: eine unauslöschbare Sympathie für Geheimbünde. Die Polen sind, auch in ihrer thätigsten revolutionären Periode, keine Terroristen: sie schleudern keine Bomben in mehrlöse Hoffen, sie legen keine Minen unter Koffage, sie erdolchen keinen Regierungsbeamten. Denn in allen diesen bedürftigen Kampfmitteln revolutionärer Parteien liegt etwas Unrührlisches, das dem ererbten Naturell eines Soldatenvolkes nicht entspricht. Dieses Naturell verlangt offenen Kampf oder große Politik. Hat der Pole aufgehört, die rothe Fahne der Straßenkämpfe zu schwenken, so bleibt er doch immer Politiker. Er läßt in Genf, in Paris oder in dem jenseitigen Krakau Broschüren erscheinen, in denen die europäische Diplomatie ihr Theil zu hören bekommt.

Freilich, im Geruche der Staatsgefährlichkeit stehen diese pensionirten Revolutionäre nicht. Sie sind ebenso harmlos wie die deutschen Achtundvierziger, die uns Subermann im „Sturmgebellten Sotrates“ geschildert. Aber sie strahlen doch vor Verschwörer- und Waterholz, wenn sie von ihrem Söhnchen, dem sie zu Hause eine tüchtige Tracht Prügel verfest, im Freundestreich beim Campagner erzählen können: „Denk euch, der Junge wurde eben aus der zweiten Gymnasialklasse relegirt — wegen revolutionärer Umtriebe!“

Denn die jungen Herrchen fangen früh an. Die Primaner und Sekundaner im „Arauculus“ sind reife Männer im Vergleich mit ihnen. Und sie haben auch viel modernere Ideale als die Mitglieder dieser altrömischen Muster nachgebildeten Antitranria. Selbst das nationale Ideal ihrer Väter erscheint ihnen zu eng. Sie erweitern es durch den Traum von sozialer Gerechtigkeit, ja von einer Erlösung und Wiebergeburt der ganzen Menschheit durch große kulturelle Reformen.

Sind schon die Propheten der polnischen Schuljugend heute nicht bloß Roscius und Mickiewicz, sondern auch Marx und Tolstoi, so wird es natürlich, daß jene Generation, die bereits ins Leben tritt, sich nicht etwa mit politischer, großpolnischer Agitation abgibt, sondern vorwiegend im Banne sozialer und kulturell-humanitärer Ideen verbleibt. Während früher die „Verschwörerversammlung“ und die nationale Brandbreite die Hauptrolle spielten, dienen heute die wissenschaftlichen Kurse und die gelehrten Vorlesungen als Mittel einer allerdings indirekten Propaganda.

In Warschau wimmelt es von solchen „fliegenden Universitäten“, deren Totale den Hören jedenfalls viel besser bekannt sind als den russischen Behörden. Wie mächtig dieser Drang nach Wissen bei der freibeitlich gestimmten polnischen Jugend ist, kann man am besten während des Sommers in Zakopann beobachten, wo sie ganze Tage im Hürsaal der fliegenden Universität verbringt.

„Ach wo!“ rief Piotrowsky ver-

Besonders zahlreich ist unter diesen freien Hören das weibliche Element vertreten. Den runden Studenten-Filz hat auf dem Kopfe, die Haare jeffersonisch geschüttelt, ein jedes Heft unter dem Arm, so sieht man die jungen Mädchen im Hörsaal verschwinden, wo sie oft mit vierhundert Kolleginnen und Kolleginnen die Vorträge fleißig notiren. Von Flirt und Kosterie, von weiblicher Eitelkeit und Puz wollen diese jungen Wesen nichts wissen. Mit männlicher Energie brüden sie ihren „Genossen“ die Hand. Sind sie mit ihnen gefellig zusammen, so sprechen sie über das Gend der großen Masse, über die Propylaxis der Tuberkulose oder über die allgemeine Abriistung.

Man muß diesen Untergrund von Ideen und Gefühlen kennen, um die neueste Phase der revolutionären Bewegung in Warschau richtig zu verstehen. Sie ist heute von sozialen und humanitären Elementen durchtränkt, und mit den Proletariern, die in den Krieg ziehen müssen oder durch den Krieg ihr Brod verlieren, gehen Söhne und Töchter wohlhabender Bürger Hand in Hand. Ja, diese Bürger selbst müssen ihr Scherflein beitragen. Der Herr Papa, Turzweg „der Alte“ genannt, der Revolutionär von ehedem, spielt nolens volens auch in der neuen Bewegung eine gewisse Rolle. Vor allem wird ihm die Ehre zuteil, durch Vermittlung seiner freigebigen Kinder die Kosten der Propaganda zu bestreiten. Wird einer seiner Sprößlinge von den Behörden... internirt, so ist es Aufgabe des Alten, mit seinem lokalen Schmerzbund und seinem repräsentablen, kostbaren Belz im Polizeibureau zu erscheinen und auf landesüblichem Wege die völlige Unschuld des Verhafteten zu beweisen.

Und noch eine dritte Funktion wird ihm großmüthig zugebilligt. Da man in Warschau keine öffentlichen Versammlungen abhalten darf, so müssen alle Besprechungen der Partei, alle Vorträge und Agitationszusammenkünfte in Privatbäusern stattfinden. Nun bringt es die polnische Gastfreundschaft mit sich, daß sogar viele mittelgroße Wohnungen ein dreieckiges Empfangszimmer von imposanten Dimensionen enthalten, in welchem hundert Personen bequem Raum finden. Diese Salons müssen die „Alten“ hergeben. Doch nicht jedes Anerbieten kann angenommen werden. Sämmtliche Hausbesitzer Warschaus stehen in Diensten der Polizei, und schon oft ist es vorgekommen, daß eine Versammlung, die sich sicher wählte, um zwei Uhr Nachts, durch Denunziation des Hausmeisters, von Gendarmen überrascht wurde. Daher werden die Wohnungen von Hauseigenen thümmern vorgezogen. Den Hausherrn wagt der Portier doch nicht zu verkleben, weil er seine Stelle verliert.

So kommt es, daß die revolutionäre „P. P. S.“ vielfach in den Brunsfelons begüterter Hausbesitzer ihre Zusammenkünfte abhält. Wie einst die französischen Aristokraten vor der großen Revolution die Kneipen suchten, in denen Volksredner gerne beherbergten, so muß der Warschauer Bourgeois es sich heute gefallen lassen, daß man in seinem eigenen Hause den bevorstehenden Zusammenbruch der bürgerlichen Welt wissenschaftlich bespricht und praktisch vorbereitet. Er begreift den Humor seiner Rolle und spielt sie mit guter Miene, denn er bewirbt die „Soziale“ in echt bürgerlicher Weise: auf dem Tisch dampft der silberne Samowar, und kräftigende Imbisse werden herumgereicht, die manchem der „Unterirdischen“ gutthun.

Die Proletten, welche die „Alten“ der Bewegung angeheben lassen, ist übrigens heute erklärlicher als je. Denn in diesem Augenblicke kämpft die „P. P. S.“ um etwas, was auch den bürgerlichen Klassen als das Schätzenswertheste erscheint, nämlich um den Frieden. Zum ersten Male bedeutet die rothe Fahne Frieden. Sie trägt eine Inschrift, die unter den heutigen Verhältnissen besonders bedeutungsvoll ist: „Für unsere und euer Freiheit!“ Und vom Renaistrande, aus der Versammlung der lokalen Semstwo des ist es wie ein Echo wieder: „Für unsere und euer Freiheit!“

Ein tiefes Sehnen nach den Menschenrechten Westeuropas geht heute durch den ganzen russischen Koloff. Vielleicht werden die Greuel in der Menschheit ein großes Erlösungswort herbeiführen. In Polen und in Rußland hofft man es.

Dr. von Czarnidi.

Und nun behauptet Dr. Wifen, von der chemischen Abtheilung des landwirthschaftlichen Departements, daß es nur zwei Sorten Whisky gäbe, die durchaus unverfälscht seien. So lange er die Namen dieser beiden Sorten nicht nennt, wird seine Behauptung den Schnaps-Fabrikanten wohl vollständig schnuppe sein, denn da kann jeder behaupten, daß sein Fabrikat eins der echten Sorten sei.

Es ist doch sonderbar, wie auch der vorzüglichste Mensch schlechte Eigenschaften haben muß, gleich einem fliegenden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein.

Noch einmal ein Drehfuß-Proceß. Ist man denn im schönen Paris so arm an neuen Ideen geworden?